

Die unvollkommenen Heiligen

Überraschte, teils verstörte, vereinzelt sogar empörte Reaktionen hat die im Umfeld ihres zehnten Todestags Anfang September erfolgte Veröffentlichung des Buchs „Komm, sei mein Licht“ von Mutter Teresa (1910–1997) hervorgerufen. Die als „Engel von Kalkutta“ bezeichnete, aus Albanien stammende Ordensgründerin der „Missionarinnen der Nächstenliebe“ hatte Jahrzehntlang in Indien unter den Ärmsten der Armen gelebt und war wenige Tage nach Lady Diana, Princess of Wales, verstorben, die mehrmals mit der kleinwüchsigen Schwester im weißen Sari mit blauem Band zusammengetroffen war. 1979 hatte Mutter Teresa den Friedensnobelpreis erhalten, 2003 wurde sie von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Für eine Heiligsprechung konnte das zweite kirchenrechtlich erforderliche Wunder noch nicht nachgewiesen werden.

Die jetzt auch auf Deutsch vorliegenden Briefe, Notizen und Dokumente – auf dem Schutzumschlag reißerisch beworben mit „Weltsensation“ und „Die geheimen Aufzeichnungen der Heiligen von Kalkutta“ – waren eigentlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Aus ihnen geht hervor, daß Mutter Teresa schwere seelische Krisen durchzustehen hatte, von Glaubenszweifeln geplagt wurde und jahrelang in einem Zustand „innerer Finsternis“ lebte. Das irritierte da und dort – ganz so neu ist diese Information indes nicht. Bereits im Vorfeld ihrer Seligsprechung hatte der Postulator des Verfahrens, Brian Kolodiejchuk MC vom männlichen Zweig der „Missionaries of Charity“, angedeutet, daß die schon zu Lebzeiten als Heilige Verehrte dramatische Phasen des Suchens und Ringens erlebt habe. Der inzwischen 99jährige, aus Österreich stammende Jesuit Josef Neuner, der seit 1938 in Indien lebt und jahrelang Mutter Teresas Berater gewesen war, hatte 2001 in dem Artikel „Mutter Teresas Charisma“ in der Zeitschrift „Geist und Leben“ ebenfalls auf diese verborgene – bis dahin auch ihren eigenen Mitschwestern unbekannte – Innenseite hingewiesen.

Mutter Teresa fühlte sich vielfach von Gott verlassen. Wenn sie ihren geistlichen Begleitern von einem „furchtbaren Gefühl der Verlorenheit“, von „Dunkelheit“, vom „Schmerz des Verlangens“ oder – *das* Kennwort schlechthin – vom „Durst“ schreibt, reiht sie sich mit diesen Erfahrungen ein unter Mystikerinnen und Mystiker, die ähnliche Erlebnisse kannten: Teresa von Ávila etwa oder Johannes vom Kreuz, der Kirchenlehrer christlicher Mystik, der von der „dunklen Nacht der Sinne und des Geistes“ spricht, die freilich etwas anderes meint als das, was heute mit „Gottesferne“ diagnostiziert wird. Kommentiert von Brian Kolodiejchuk, der in Tijuana/Mexiko das „Mother Teresa Center“ leitet, wird der Leser Zeuge einer unter die Haut gehenden Chronik des spirituellen Wegs einer Frau, die bis heute Millionen fasziniert und von der sich die indische Nation mit einem Staatsbegräb-

nis verabschiedete – ungewöhnlich genug für eine aus Europa stammende Katholikin und erstmals seit Mahatma Gandhis Tod 1948. Als peinlich kann manche durchaus intime Passagen in diesem Buch nur empfinden, wem fremd ist, daß Menschen ihr Leben, so wie es ist, vor Gott zur Sprache bringen.

Deswegen können die jetzt öffentlich gewordenen Glaubenszweifel Mutter Teresas auch nicht ihren weiteren kanonischen Prozeß, der auf die Heiligsprechung zuläuft, blockieren, ganz im Gegenteil: Sie sind ein indirektes Glaubwürdigkeitskriterium. Ein vulgäres Verständnis von Heiligkeit insinuiert, Heilige seien „vollkommene“, fehlerfreie Menschen – die es allenfalls in der fragwürdigen frommen Phantasie, nicht aber in der Wirklichkeit gibt. Vorbildhaftigkeit motiviert, sie kann aber auch erdrücken. Um so tröstlicher ist es, wenn bekannt wird, daß auch Große ihren Weg mit allen Dunkelheiten und unfaßbaren Abgründen finden mußten.

Hängt es vielleicht mit dem Fluch des Perfektionismus unserer Tage zusammen, einer diffusen Sehnsucht nach „Ganzheit“, die manche zusammenzucken oder böse Kirchenkritik vermuten läßt, sobald sie erfahren, daß auch Selige und Heilige Ängste, „dunkle Flecken“ oder Charakterschwächen gehabt haben? In dem Zauberwort „Sehnsucht“ steckt „Sucht“: Jede Sucht kann zur Flucht aus der Wirklichkeit werden, wie sie ist: gebrochen, fragmentarisch, unvollkommen. Heilige sind keine Super- oder Übermenschen, wie bigotte Karikaturen glauben machen können. Ihre Stärke liegt gerade auch in ihren Schwächen, die sie gekannt, unter denen sie gelitten, die sie aber nicht verleugnet oder weggeredet haben. Die problematische Alternative sind geschönte, „lupenreine“ Lebensläufe: Heldenrhetorik, die in einen virtuellen Tugendhimmel erhebt, allem Menschlich-Allzumenschlichen entrückt, zum (unerreichbaren) Ideal stilisiert. Vieles von dem, was in den letzten Jahrhunderten an geistlicher Literatur produziert wurde und als Meterware in Bibliotheken steht, ist heute völlig unbrauchbar.

Angestimmt ist damit nicht ein Loblied auf die Durchschnittlichkeit. Es geht auch nicht um asketische Spitzenleistungen, sondern um das Zeugnis im Alltag: in der Alltäglichkeit des Lebens wie des Glaubens. Die Botschaft (auch einer Mutter Teresa) lautet: Menschen können über sich hinauswachsen – über ihre Begrenztheiten, ihre Fehler, ihre Verwundungen, ihren Zorn und ihre Bitterkeit, die ein Leben mit sich bringen kann. So werden sie authentisch und „ganz“. Solche Ganzheit meint gleichwohl mehr als die Summe der Teile: Wir sind mehr als unsere Stärken und Talente oder Begrenzungen und Schuld.

Menschen wie Mutter Teresa bewahren deswegen vor falschen Idealisierungen. Europaweit werden zur Zeit TV-„Superstars“ gesucht: Jugendliche träumen von einer Karriere als Model, Sänger oder Tänzer. Sie basteln daran, alles muß perfekt passen, ist aber nur eingeübt, hart antrainiert oder andressiert: Design ersetzt das Sein, Styling die Authentizität. Heiligkeit weist demgegenüber ein in die Normalität und Endlichkeit, in ein Leben ohne Fixierung auf makellose Perfektion. Unvollkommenheit macht nicht chancenlos vor Gott. Das entlastet.

Andreas R. Batlogg SJ